

Interkulturelle Studien

Herausgegeben von
Georg Auernheimer
Wolf-Dietrich Bukow
Christoph Butterwegge
Hans-Joachim Roth
Erol Yildiz

Christoph Butterwegge
Gudrun Hentges (Hrsg.)

Massenmedien, Migration und Integration

Herausforderungen für Journalismus
und politische Bildung



VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN

Medien und Fremdenfeindlichkeit: eher Gefühls- als Vernunftprobleme.

Schlägt man die Fremdenfeindlichkeit am besten mit ihren eigenen Mitteln?

Bernd Scheffer

Der Verfasser dieses Beitrages zweifelt daran, dass die üblichen Empfehlungen, wie mit dem Problemkreis „Medien und Fremdenfeindlichkeit“ umzugehen sei, allein ausreichen. Diese allemal wohlgemeinten und durchaus ehrenwerten Vorschläge, auch viele pädagogische und didaktische Empfehlungen, die hauptsächlich von Wissenschaftler(inne)n unterschiedlicher Fachrichtungen, zum Teil aber auch von Medienpraktiker(inne)n stammen, berücksichtigen die tatsächliche, durchaus unbequeme emotionale Problemlage unserer Gesellschaft sowie ihrer Medien zu wenig. Man hält „Medien und Fremdenfeindlichkeit“ für ein Vernunft- bzw. Unvernunftproblem und sucht ihm folglich fast ausschließlich mit Aufklärung, Belehrung sowie der Hoffnung auf Einsicht der Unvernünftigen beizukommen. Grundsätzlich spricht zwar nichts gegen solche Lösungsversuche, aber sie stellen eine höchst unvollständige Problembearbeitung dar. Verkannt wird, dass es vor allem um Gefühlsprobleme der Gesellschaft und die emotionale Dynamik der Medien geht und dass der Fremdenfeindlichkeit oft nur noch mit durchaus bedenklichen Gegen-Emotionen beizukommen ist.

Alle beobachten in Konflikten die dort dominierenden Gefühle, an denen jede Vernunft zerschellt, aber kaum einer akzeptiert diese Gefühle als Startsituation von Erklärungen und Lösungsversuchen. Und so ist es immer noch einigermaßen überraschend, dass es eigentlich nur in der Psychologie, nicht aber in der Soziologie, der Politikwissenschaft oder der Publizistik eine Emotionstheorie gibt. In allen Lebensbereichen würde gelten – und wer hat diese Vermutung nicht schon gelegentlich einmal gehabt? –: „Like and dislike command, reason explains!“ (H.R. Maturana)

Man entdeckt in solcher Perspektive, dass Äußerungen, die gegen Fremdenfeindlichkeit wirken sollen, oft ebenfalls stark emotional besetzt und ähnlich unreflektiert sind wie die fremdenfeindlichen Äußerungen selbst. Es zeichnet sich – so zynisch das auf den ersten Blick erscheinen mag – ab, dass eine frem-

den *freundliche* Medienpraxis offenbar dann besonders effektiv ist, wenn sie sich in Teilen ähnlicher Mittel bedient wie die *fremdenfeindliche* Praxis: Übertreibung, Sensationierung und Emotionalisierung. Fremdenfreundlichkeit setzt der Fremdenfeindlichkeit offenbar dann etwas wirksam entgegen, wenn sie diese mit ihren eigenen Mitteln schlägt. Die Medienpraxis zeigt, dass emotional aufgewertete Unterscheidungen sowohl den Anforderungen des jeweiligen Mediums eher gerecht werden und daher auch häufiger sind, als auch ihre beabsichtigte Wirkung eher erreichen. Anders gesagt: Die vorwiegend auf Rationalität hoffenden Empfehlungen von Wissenschaftler(inne)n oder auch von Rundfunkräten könnten sich leicht als illusorisch erweisen, wenn sich abzeichnet – was die Beispiele am Schluss des vorliegenden Beitrages nahe legen –, dass dort die u.U. wirksameren Empfehlungen stecken.

Viele Autor(inn)en, darunter auch der Verfasser (vgl. Scheffer 1997), haben in zahlreichen Veröffentlichungen gezeigt, dass nicht nur die rechtsradikale Presse und die Boulevardzeitungen fremdenfeindlich sind, sondern auch die renommiertesten Zeitungen und Zeitschriften der Republik, etwa der *Spiegel*. Warum aber ist unsere berechtigte Kritik bei den zuständigen Redakteur(inn)en über Jahre und Jahrzehnte gänzlich ohne Folgen geblieben? Meine ins Polemische übertriebene Antwort wäre: Warum sollten denn Redakteure, die mit einem Magazin erfolgreich sein wollen, auf die bewährten Mittel der Übertreibung, der Emotionalisierung (bis hin zur feindlichen Polarisierung) verzichten? Selbstverständlich sind andere Mittel als diese wünschenswert, aber unsere Hoffnung, die Medien würden sich umstandslos nach unseren Erwartungen richten, erscheint mir blauäugig. Wenn wir uns als Wissenschaftler/innen um Einfluss bemühen, dann dürfen wir nicht immer nur Mittel empfehlen, die sich schwer oder gar nicht umsetzen lassen.

Zunächst: Wie lauten die üblichen Empfehlungen an die Medien, von denen erwartet wird, dass sie die Fremdenfeindlichkeit nach ihrer Umsetzung in Grenzen halten können? – Ich beziehe mich im Folgenden direkt und indirekt auf Empfehlungen des Deutschen Presserates, des Westdeutschen Rundfunkrates sowie auch auf das, was Medien-Institute in Großbritannien, Belgien und den Niederlanden empfehlen, und schließlich auf Ratschläge der Organisation „Media Watch“ der Heinrich-Böll-Stiftung:

- Bei den Berichten über Fremde gebe es ständig Verallgemeinerungen und Übertreibungen. Dies führe zu Vorurteilen und sei daher zu unterlassen bzw. zu ersetzen durch Differenzierung, durch ausführliche und genaue, auf den Einzelfall bezogene Darstellungen.
- Kritisiert wird, dass in der Berichterstattung über Straftaten die ethnische Zugehörigkeit der Beteiligten überhaupt Erwähnung findet. Empfohlen

- wird, wenn irgend möglich alle Hinweise auf kulturelle, nationale oder religiöse Zugehörigkeit, unter Umständen sogar die Nennung fremdländischer Namen, zu unterlassen.
- Kritisiert wird, dass von der sog. Dritten Welt oder ärmeren Ländern immer nur dann berichtet wird, wenn sich Naturkatastrophen, Kriege und Bürgerkriege ereignen, weil dadurch der Eindruck entstehe, Menschen in diesen Ländern seien generell unfähig, irgendwelche Probleme selbstständig, d.h. ohne Hilfe von außen, zu lösen. – Die Konsequenz daraus lautet, hier seien stattdessen Ursachen aufzuzeigen und Hintergründe darzustellen, etwa die vorausgehende Ausbeutung dieser Länder durch die sog. Erste Welt. Der fremde Blick der Journalisten sei auf jeden Fall dadurch zu ergänzen, dass die tatsächlich Betroffenen ihrerseits ausreichend zu Wort kommen.
- Kritisiert wird, dass der Umgang mit Fakten, Zahlen und Statistiken häufig verzerrt, wenn nicht sogar gänzlich falsch sei. – Auch hier werden sorgfältige Recherchen, Differenzierungen und ausführliche Darstellungen empfohlen.
- Der Alltag von Ausländer(inne)n solle, heißt es oft, ein selbstverständlicher Teil von Artikeln und Programmen werden. Bezeichnungen wie „Asylant“, „Flut“, „Strom“ oder „Chaos“ sollten im Zusammenhang mit Fremden grundsätzlich vermieden werden.
- „Es soll darauf hingewiesen werden, dass die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Probleme sehr komplex sind und auch dann nicht gelöst werden, wenn es keine Ausländer/innen in Deutschland mehr gäbe; es soll aufgezeigt werden, dass es keine monokausalen Ursachen und damit auch keine monokausalen Lösungen gibt, um die gesellschaftlichen Probleme zu bewältigen (...).“ (Empfehlungen des WDR-Rundfunkrates vom 16. Dezember 1993)
- Manche Empfehlungen nähern sich gar einer Paradoxie: Zwar dürften fremdenfeindliche Gewalttaten keinesfalls totgeschwiegen werden, aber stets sei zu beachten, dass die pure Berichterstattung schon zu Nachahmungstaten führen könne.

Solche Empfehlungen sind allemal, mindestens auf einem abstrakten Niveau, gut und richtig. Natürlich hätten wir eine bessere Medienwelt und eine bessere Welt überhaupt, wenn man sie überall umsetzen würde. Aber wir müssen davon ausgehen, dass generell eine Situation besteht, in der man das, was die Empfehlungen erwarten, schwerlich realisieren kann. Medien, welcher Art auch immer, stehen unter vielfältigen Zwängen, und das wird in den liberalen Gesellschaften auch in Zukunft so bleiben. Vor allem private, gewinnorientierte Medien müssen mit wenig Aufwand viel erwirtschaften. Die Geschäftsleitungen bauen Personal

eher ab als auf. Wie überall gilt auch hier: Immer weniger Beschäftigte müssen in immer kürzerer Zeit immer mehr produzieren. Recherchen, Hintergrundberichte und ausführliche Darstellungen brauchen Zeit, Platz und damit auch Geld, das für derlei Maßnahmen noch am allerwenigsten zur Verfügung steht. Auch für die renommierte, überregionale Presse gilt: Sensationierungen, Polarisierungen und Emotionalisierungen lassen sich besser verkaufen als nüchterne Hintergrundberichte, die von einem erheblichen Teil der Mediennutzer/innen als störend, oder langweilig empfunden werden.

Die alternativen, ergänzenden Empfehlungen, die hier erprobt werden sollen, setzen bei den Gefühlslagen der Gesellschaft an und betreffen zunächst zwei gegensätzliche, einander durchaus widersprechende Grundtendenzen: zum einen die unbestreitbare Abgrenzungstendenz der Gesellschaft und zum anderen die ebenso zu beobachtende Öffnungstendenz.

Wenn wir über Abgrenzungstendenzen sprechen, kann es selbstverständlich nicht darum gehen, sie zu begrüßen oder gar zu verstärken, aber wir müssen, auch wenn uns das überhaupt nicht gefällt, davon ausgehen, dass es diese Tendenzen gibt und dass wir sie als „zunächst einmal gegeben“ zu berücksichtigen haben – aus theoretischen (1) genauso wie aus empirischen Gründen (2).

1. Systeme, welcher Art auch immer, stabilisieren sich nicht so sehr über interne Verknüpfungen, sondern vor allem durch Abgrenzungen nach außen, über das, was das jeweilige System von seiner jeweiligen Umwelt unterscheidet. So dürfte sich z.B. äußerst schwer angeben lassen, was eine bestimmte Person, was ein bestimmtes Ich intern ausmacht; klar aber ist: Dieses Ich ist kein Anderer. – Was kennzeichnet die Gruppe der Rheinländer oder die der Bayern? Schwer zu sagen, aber leicht zu sagen ist, dass Rheinländer keine Bayern und Bayern keine Rheinländer sind. In Bayern heißt es – systemintern – völlig inhaltsleer, aber theoretisch konsequent: „Mir san mir!“ Zu Deutsch: „Wir sind wir!“
2. Abgrenzungshandlungen sind empirisch unbestreitbar: Wohin man schaut, auf welches Land, auf welche Zeit, auf welche Volksgruppe, überall entdecken wir Abgrenzungstendenzen. Nicht nur weil es „Ostfriesenwitze“, „Blondinenwitze“ oder „Mantafahrerwitze“ gibt, sondern auch weil es ganz nüchterne Abgrenzungstendenzen gibt: Raucher etwa grenzen sich (zum Teil vehement) von Nichtrauchern ab. – Im ICE grenzen wir uns von den Jungmanagern ab, die ihre eigene Wichtigkeit in ihre Mobiltelefone brüllen, indem wir das Abteil verlassen. Es heißt, die ungarische Bezeichnung für „Durchfall“ laute „deutscher Bauch“ und die für die „Kakerlake“ laute „deutsche Fliege“. Wir sprechen, gottlob selten, von der „Englischen Krankheit“ oder von der „Franzosenkrankheit“ – und natürlich ist es ab-

grenzend und vorurteilhaft, wenn wir auf „amerikanische Essgewohnheiten“ (herab)blicken. Vielleicht haben ja auch einige von uns in den Wochen vor dem letzten Irak-Krieg und während dieses Krieges zumindest die Vorhölle antiamerikanischer Gefühle betreten.

Es lässt sich zeigen, dass Abgrenzungspraxis und Fremdenfeindlichkeit in keiner Hinsicht ein Verhalten sind, das allein bei dummen, jugendlich-unreifen, rechtsradikalen Randgruppen der Gesellschaft zu verzeichnen wäre, sondern wir wissen sehr genau, dass es aus der Mitte und der Mehrheit der Gesellschaft kommt. Viele Studien zeigen, dass fremdenfeindliche und diskriminierende Denk- und Handlungsweisen auch bei jenen vorkommen, die sich für aufgeklärt und weltoffen halten. Übrigens ist unsere eigene Fremdenfreundlichkeit meist „kostengünstig“, also nicht schwer erworben: Zumeist wohnen wir mit den Fremden nicht Wand an Wand; in unseren Ohren tönt nicht ihre für uns ungewohnte Musik; ihre fremden Essensgerüche erreichen nicht unsere Nasen; ihre andere körperliche Ausstrahlung bleibt ein fernes Medienbild, das wir mit ausreichendem Sicherheitsabstand beobachten können.

Das, was der englischen Lady passierte, könnte uns selbst auch passieren: Die ältere Dame findet in einem überbuchten Lufthansa-Flugzeug zunächst keinen Platz und spottet gereizt über „German Efficiency“. Es erscheint geradezu unvermeidlich zu sein, dass man in solchen Stresssituationen artikuliert, das Ereignis habe damit zu tun, dass man eben mit einer deutschen bzw. italienischen bzw. türkischen oder afrikanischen Fluggesellschaft fliegt.

Nur Solipsisten und Eremiten sind nicht fremdenfeindlich, weil sie sich in höchster Gerechtigkeit gegen alle gleichermaßen abgegrenzt haben. – Selbst die liebsten Gäste, die liebsten Freunde behandelt man anders als die eigenen Familienmitglieder: Einerseits werden die Gäste bevorzugt, und das ist auch gut so, aber sie dürfen im Unterschied zu Familienmitgliedern bestimmte Grenzen auch nicht überschreiten, z.B. nicht einfach in unser Schlafzimmer gehen und sich dort umschauen.

Wie gesagt, nichts an diesen Abgrenzungen finden wir gut und nichts daran müssen wir beschönigen, aber man darf sich auch keine Welt erhoffen, aus der solche Abgrenzungen gänzlich verschwunden wären. Damit verlöre man letzten Ende jedes Unterscheidungsvermögen, jegliche Fähigkeit, überhaupt etwas zu benennen. Auf manchen Tagungen von Migrationsforscher(inne)n wird sogar die Verwendung von Vokabeln wie „Fremder“ oder „Ausländer“ als diskriminierend beklagt. Das mag in einigen Fällen durchaus zutreffen, wenn man aber eine bestimmte Bevölkerungsgruppe überhaupt benennen will (und das dürfte etwa bei Behörden schwer zu vermeiden sein), muss man logischerweise unterscheidende Wörter wählen. Wenn man sie aber wählt, dann hat man mit der Unterscheidung

auch wieder das Problem, dass diese nicht wertfrei bleiben kann. Wenn wir von nun an immer nur freundlich „Migrantinnen und Migranten“ sagen und sich diese Bezeichnung verbreitet, dann wird sie in einigen Jahren nicht mehr nur freundlich gemeint sein. Anders gesagt: Wir haben es mit logischen und paradoxen Problemen, mit Dilemmata zu tun (und es wäre schon einiges gewonnen, wenn die an der Diskussion Beteiligten endlich von diesen Grundvoraussetzungen ausgingen, denen sie ohnehin nicht entkommen können).

Auf allen Ebenen sind Beispiele für Abgrenzungstendenzen zu finden, und Medien, welcher Art auch immer, bedienen diese Abgrenzungsbedürfnisse, woran sich schwerlich etwas ändern lassen dürfte. Andererseits gilt: Wenngleich die Abgrenzungstendenzen nicht völlig aus der Welt zu schaffen sind, kann man sie doch abschwächen, zivilisieren, kultivieren, umlenken und vor allem auf ihrer faktischen Gewaltlosigkeit beharren. Und man kann den Abgrenzungstendenzen auch etwas entgegensetzen: andere, alternative Gefühlsbotschaften, die in Ergänzung zur Abgrenzungstendenz der Öffnung dienen. Und hier nehmen die Empfehlungen, die ich erwäge, ihren Ausgang: Die Situation der Farbigen in den USA hat sich wohl weniger durch Prinzipien aus Kants „Kritik der reinen Vernunft“ oder durch ähnliche Texte, die Rationalität und Aufklärung feiern, verbessert, sondern durch freilich höchst anfechtbare, kitschig emotionalisierende Medienproduktionen – vom Buch bis zum Film; genannt seien nur „Onkel Toms Hütte“ oder das Musical „Porgy und Bess“.

Wer fremdenfreundlich sein oder dies fördern will, muss sich überlegen, wie man die Medien mit ihren eigenen Mitteln schlagen kann. Der Medienmacht von Silvio Berlusconi in Italien wird man nicht das Wasser abgraben können, indem man die Mediennutzer/innen nur mit sachlicher und vernünftiger Aufklärung lockt. – Ich greife auf eine Konstellation zurück, die ich den „Klinsmann-Effekt“ nennen würde: In weiten Schichten Großbritanniens hat sich um 1995 das Deutschlandbild drastisch verbessert in einer Art und Weise, von der etwa britische Deutschlehrer und 50-jährige Austauschprogramme nicht einmal zu träumen wagten – durch die kurze, aber höchst torreiche und medienwirksame Anwesenheit des sympathischen Fußballprofis Jürgen Klinsmann bei Tottenham Hotspurs. Alle Maßnahmen deutsch-britischer Freundschaft scheinen dagegen zu verblassen. Dann aber lief alles wieder eher in die Gegenrichtung – ebenso grotesk, ebenso zynisch –, als der erfolgreiche und beliebte Star diejenigen wieder im Stich ließ, die ihn doch geliebt hatten (obwohl es ihnen doch so schwer fiel, einen „Kraut“ oder „Nazi“ zu lieben). Die Außenminister der beiden Länder hätten damals den Wechsel zurück nach Deutschland, zu Bayern München, allen Ernstes verhindern sollen. Richtigerweise kommentierte die *Süddeutsche Zeitung* das Ereignis auch nicht auf der Sportseite, sondern auf Seite 4 ihrer politischen Kommentare (am 12. Mai 1995). – Am 12. Oktober 2003, als der Deutsche Mi-

chael Schumacher der italienischen Firma Ferrari zum ersten Mal nach langer Zeit die Formel-1-Weltmeisterschaft sicherte, ist wohl kein deutsches Auto in Italien zerkratzt worden. Und an diesem Tag hat sich auch kein italienischer Minister abfällig über deutsche Touristen geäußert.

Nun wird man freilich nicht dauernd gezielt Klinsmänner oder Schumachers bzw. türkische oder afrikanische Sympathieträger in Deutschlands Medien platzieren können, aber als Beobachter solcher Szenarien könnten wir doch wenigstens begreifen (und ggf. daraus lernen), was läuft und wie es läuft. Halten wir also Ausschau nach Freundschafts-Angeboten, nach Sympathie-Möglichkeiten, ja nach Liebes-Botschaften, dann haben wir den Abgrenzungsbestrebungen etwas entgegensetzen, dann erzielen wir die ebenfalls möglichen Öffnungen – und man muss sagen, so unerträglich das klingt, dann schaffen wir auch die „Öffnung der Herzen“. Dafür gibt es Beispiele, Beispiele des Mitleids, des Erbarmens, der Freundschaft und der Liebe, die freilich wiederum ihre durchaus bedenkliche, allemal irrationale Seite haben:

Ein Pressefoto zeigt vor einer Kirchentür mit der Aufschrift „Stopp! Kirchlicher Schutzraum“ einen etwa sechsjährigen und einen etwa neunjährigen Jungen, die ein Plakat hochhalten, das an den bayerischen Innenminister adressiert ist: „Herr Beckstein, wo ist unser Bruder?“ (*Süddeutsche Zeitung* um die Mitte der 1990er-Jahre)

„Die Simsek-Kinder müssen nicht in Haft.“ Zuvor hatte das Landgericht Augsburg festgestellt, „daß eine Haft zur Sicherung der Abschiebung grundsätzlich auch gegen Kinder (drei und vier Jahre alt) möglich ist.“ (SZ v. 29.9.1995)

Ein Pressefoto zeigt ein niedliches fünfjähriges Mädchen mit ihren Kuschtieren im Arm: „Muß die fünfjährige Gönül Koc in die Türkei zurück? Sie soll ihren Opa in München verlassen und abgeschoben werden, doch bei wem das Kind leben soll, ist ungewiß.“ (SZ v. 4.7.1996)

„Abschiebung in Pampers? Juristisch formale Winkelzüge: Asylbundesamt in Zirndorf lehnt Asylantrag eines zwei Monate alten kurdischen Kindes ab.“ (taz v. 11.7. 1996)

Ein Pressefoto zeigt eine achtköpfige Familie: „Damoklesschwert über der Familie Aklan. (...) Über zwanzig Menschen aus Hersbruck und Umgebung sind bereit, für die finanzielle Unterstützung der Familie auf Jahre hinaus zu bürgen.“ (SZ v. 30.10.1997)

„Psychoterror. (...) wurde die Witwe mit ihren beiden Kindern im Alter von zweieinhalb und sieben Jahren – davon eines geistig behindert – gegen sechs Uhr früh von der Polizei aus dem Bett geholt. Sie habe keine Chance mehr gehabt, irgend etwas mitzunehmen. Deswegen habe der Bekannte Geld und Windeln zum Flughafen gebracht. (...) Auch ein 38-jähriger Bosnier aus Regensburg, der

ein Heirats-Aufgebot bestellt hatte, wurde abgeschoben. Begründung: die Voraussetzungen für eine Ehe hätten gefehlt.“ (SZ v. 3.12.1997)

„Palästinenser und Israelis retten Baby. Gemeinsame Reise aus Gaza organisiert – OP in Großhadern“ (SZ v. 21.10.2003).

„Herr Beckstein, siegt Ihr Herz über das Gesetz? Lokilo (14) steht kurz vor dem Quali – Bobette (8) hat heuer Erstkommunion und Wendy (11) hat prima Noten auf der Realschule. Aber das spielt jetzt keine Rolle mehr. Die drei Mädchen und ihre Eltern sollen abgeschoben werden – in den Kongo, die Heimat ihres Vaters. Und dies, obwohl die Familie schon seit 13 Jahren im Glockenbachviertel lebt. Wie Mitschüler, Lehrer und Pfarrer für sie kämpfen.“ (tz München v. 11.2.2004)

Damit keine Missverständnisse aufkommen: Selbstverständlich kann man eine solche fremdenfreundliche Medienpraxis nur mit äußerst gemischten Gedanken und Gefühlen empfehlen. Einerseits dürfte der Erfolg ungleich größer sein als der sachlicher Belehrungen mit Hintergrundberichten – die in populären Medien ohnehin immer weniger zu finden sind –, andererseits ist es freilich zynisch, etwa das Kindchen-Schema hemmungslos zu propagieren oder gegen die „maßlos Bösen“ immer nur die „maßlos Guten“ in die Medienschlachten zu schicken. Selbstverständlich dient es kaum der dauerhaften Integration von Migrant(inn)en, wenn sie in gewissermaßen positiver Diskriminierung immer nur als verletzlich und schutzlos dargestellt werden. Selbstverständlich sind die hier zitierten „Liebesbotschaften“ keine reinen, sauberen Liebesbotschaften, wenn wir gleichzeitig auf Seiten der Medien viel Eigennutz und wiederum eine manipulative Berichterstattung verzeichnen. Und selbstverständlich soll den Medien kein „Persil-Schein“ ausgestellt werden, nur weil sie ein paar Mal (eher ausnahmsweise) wohlwollend über Ausländer/innen berichtet haben. So soll am Schluss auch eine gewisse Ratlosigkeit des Verfassers nicht verschwiegen werden, aber vielleicht kommt auch damit eine Diskussion über heikle Empfehlungen in Gang.

Literatur

Scheffer, Bernd (Hg.) (1997): Medien und Fremdenfeindlichkeit. Alltägliche Paradoxien, Dilemmata, Absurditäten und Zynismen, Opladen